

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 5 (1910)
Heft: 5

Artikel: Bekehrt
Autor: Kühler, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sind wir wohl nicht gesunken, daß wir mit den Noten gemeinsame Sache machen.“ Ich erwiderte natürlich nichts mehr darauf.

Eine flammende Röte ergoß sich über das Gesicht der andern. — „Laß sie! Das sind die Feigen, Kleinen, die können wir nicht brauchen, die wollen wir nicht. Wir brauchen die Starken, die Mutigen, die sich der großen Ziele bewußt sind und sich darüber freuen. Und nun auf Wiedersehen!“

Sie gingen auseinander. Das große Mädchen schritt nachdenklich weiter. Ja, heute Abend wollte sie endlich die Scheu vor dem Sprechen überwinden, heute Abend wollte sie einmal reden, die ernste Schar aufrütteln, sie mutig machen, daß die Flammen der Begeisterung ihres Herzens hineinschlugen in die Herzen der anderen. Dann müßten sie kommen und helfen am Werk der Männer, und sich nicht mehr fernhalten vom Sozialismus in blöder Verkennung seines Wesens.

Das Mädchen hielt plötzlich in seinem raschen Lauf inne. Sie atmete ein paar Mal tief auf, wie ein Mensch, der sich eines großen Glückes bewußt ist, dann verschwand sie im Innern des Hauses.

G. B.

Belehrt.

Müde, müde, ungeheuer müde fühlte er sich in letzter Zeit. Ueber drei Jahre war er nun schon in der Stadt. Zuerst war ihm das Leben so hell und leicht vorgekommen, wie noch nie. „Die leichte Arbeit“. Viel leichter, wie auf dem Lande und jeden Abend frei. Man konnte einfach machen, was man wollte. Kein Mensch kümmerte sich darum. „War das herrlich“. Nur mußte man des Morgens wieder pünktlich an der Arbeit sein. Das war noch das Schwerste.

Als er nämlich eine Weile in der Abjage des großen Stahlwerks war, kam der Meister zu ihm und sagte, weil er ein so fixer Kerl sei, so solle er bessere Arbeit haben. Auch Akkord. Keiner war froher, wie er. Bei dieser Arbeit konnte man, wie der Meister sagte, 5 bis 6 Franken verdienen. Weiter hatte man nichts zu tun, als die Schienen in die Maschine zu schieben, die Bohrer laufen zu lassen, und wie der Teufel kamen sie auf der anderen Seite wieder heraus. Die Bohrer wurden dann zurückgefurbelt, ein paar kräftige Stöße, das Arbeitsstück wanderte in andere Hände.

Das alles erschien ihm damals so ungeheuer leicht. Der Mann, der die Arbeit bisher gemacht hatte, wollte mehr Geld haben, damit er nicht so zu schuften brauche, wie er sich ausdrückte, flog aber raus. An seine Stelle trat er. Wie oft hatte er über den „komischen Kerl“ gelacht, er hielt ihn für einen Schwächling. Mit Stolz betrachtete er seine muskulösen Arme.

Der Nachbar, der an gleicher Maschine arbeitete, behauptete, der Vorgänger habe doch nicht so unrecht gehabt. Er sollte die Arbeit erst mal ein halbes Jahr machen, dann würde er schon sehen.

Ein Jahr später war er in der Heimat zu Besuch. Die Mutter sah den großen, starken aber etwas bleichen Sohn forschend an, und bat ihn, sich mehr zu schonen. „Du siehst schlecht aus“, sagte sie. Er lachte und wollte das nicht wahr haben.

Und jetzt so müde. Sollten der „komische Kerl“ und sein Nachbar doch Recht haben? Fast schien es so. Das ewige Rattern der Maschinen, das Kreischen der Sägen, das taktmäßige Klappern der Fallhämmer, machte ihn ganz nervös. Immer lief das Wasser an den Bohrern herunter. Ueberall wurde es hingespritzt, schließlich war man ganz naß. Außerdem war Zugluft in der großen Halle und im Winter war es bitter kalt.

Der Meister sagte zwar, wenn man fleißig sei, so fröre man nicht. Ja, der hatte gut sprechen. Der steckte die Hände in die Taschen und brauchte die kalten Schienen nicht anzufassen.

Später ging der Betrieb auf Doppelschicht. Wie hatte er sich im Anfang auf die Nachtschicht gefreut. Dann war die Aufsicht nicht so streng. Wenn beide Schichten sich verstanden, so konnte man ein paar Stunden schlafen. Die Tagschicht machte dann mehr, wie ihr zustand, in der ersten Hälfte der Nacht wurde dann fürchterlich gearbeitet, um die Stückzahl herauszuschlagen. An Essen wurde dann fast gar nicht mehr gedacht. Wenn dasselbe heruntergeschlungen war, so suchte man einen warmen Platz hinter den Warmöfen des Walzwerkes auf, und selig schlief man an dem schmutzigen Ort.

Aber beim Verlassen des Werkes war man so misshütig. Gar nicht wie auf dem Lande, wo nach der Arbeit so viel gelacht wurde. Er und seine Freunde waren doch noch jung. Der Älteste erst dreißig Jahre. Immer froren sie, wenn sie in die frische Morgenluft kamen. Dann ging man in die nächste Kneipe und trank Schnaps. Das half jedes Mal. Der Wirt setzte eine Platte auf die Spieluhr, dann wurden alle munter. Mancher, der sonst immer den Kopf hängen ließ, mußte nun lachen. Selbst die Verheirateten, die sonst immer klagten. Dann ging es nach Hause. Aber dort war es so laut. Immer Kindergeschrei. Man konnte fast nicht schlafen und war doch so müde.

Nicht müde, wie in der Heimat, wenn man den ganzen Tag mit der Sense gearbeitet hatte oder hinter dem Pflug hergeschritten war. So sonderbar, man wußte selbst nicht wie. Mitunter zitterten einem die Glieder, ohne Frost. Wie komisch war das Alles.

Immer dieselbe Arbeit. Immer ratterte die Maschine. In der ersten Zeit hatte er auch zu singen oder zu flöten versucht. Das hatte er aber bald aufgegeben. Man hörte es ja gar nicht. Mitunter, wenn es an Material fehlte, hatten sie wohl einen Augenblick Zeit. Dann versuchte der Eine oder Andere wohl ein Gespräch anzuknüpfen. Aber immer etwas Trauriges. Aber das Getöse war so laut, daß man fast schreien mußte. Dann lieber schweigen. Immer grübelte man.

Oft wurde er aufgefordert, in den Verband einzutreten. Aber wozu? Damit er weggejagt wurde?

Nein, so dumm war er nicht. Der Meister hatte ihm schon öfter gesagt, daß all die roten Brüder rausgeschmissen würden. Auch der Pastor in der Heimat hatte ihn gewarnt, die Versammlungen der „Roten“ zu besuchen. Er hatte es versprochen, nicht hinzugehen, aber nicht gehalten. Es gingen so viele hin, da war er eben mitgegangen.

In seinem Grübeln hatte er ganz den Ort vergessen, an dem er sich befindet. Der Rollgang, welcher von Maschine zu Maschine führt, liegt voll Schienen. Seine Hintermänner können nicht weiterarbeiten. Wüstes Schimpfen klingt an sein Ohr.

Er zuckt zusammen. Hastig zieht er die Schiene heran, knarrend fressen die Bohrer sich durch. Ein kräftiger Schub, das Arbeitsstück rutscht weiter und so fort in immer gleichem Tempo. Den ganzen Tag, jahraus, jahrein. Immer dasselbe. Der Eine treibt den Andern. Immer die gleiche plappernde, einschläfernde Melodie. Dazwischen das Schimpfen der Meister.

Sollten die „Roten“ doch Recht haben und der Pfarrer Unrecht? Gut meinte der es ja sicher. Aber hatte er schon drei Jahre in solcher Hölle gearbeitet? Nein, sicher nicht, sonst spräche auch der anders.

Wie hatte er selbst über den „komischen Kerl“ gelacht, welchem die Arbeiten schwer wurden.

Hatte der Pfarrer schon empfunden, wie es ist, wenn vom Alford abgezogen wird?

Immer, wenn sie es auf eine höhere Stückzahl gebracht hatten, wurde abgezogen. Die kleinste Verbesserung an den Maschinen und gleich wurde abgezogen. Immer wurde mehr gefordert. Als er vor ein paar Jahren an die Maschine trat, brauchte er viel weniger zu machen und verdiente ebensoviel wie jetzt.

Nun wurde es ihm klar, so wie es ihm jetzt ging, so war es seinem Vorgänger auch gegangen und so würde es auch seinem Nachfolger gehen.

Nachfolger? Wollte er aufhören und wieder aufs Land gehen?

Nein, nur das nicht. Dort kann er nicht mehr leben. In der Stadt muß er bleiben. Zuviel hat er schon vom Industrie-Arbeiter angenommen.

Auch seine „Braut“ könnte er dann nicht mitnehmen. Die Mutter ist so streng. Sie würde es dem Mädchen nie verzeihen, daß es sich vor der Hochzeit ihm hingegeben hatte. Die Mutter würde es nie verstehen, wie das kommen kann.

Er lachte dumpf auf. Auch er hatte dieses, wie so vieles Andere, früher nicht verstanden. Bei diesem Leben aber greift eben die Hand nach allem, was wie Glück aussieht. Zur Liebe, wie zum Alkohol. Ist es doch das einzige, was so einem armen Teufel erreichbar ist. Für den Unternehmer verdient er Geld und für die Liebe findet sich eine ebenso arme, ausgebeutete und einsame Genossin.

Auch sie sehnt sich nach Licht und Liebe. Auch sie arbeitet unter den gleichen traurigen Verhältnissen.

Ihr Leben ist gerade so dumpf und trübe wie das seine.

Rastlos arbeitet er weiter. Da tritt ein anscheinend harmlos vorübergehender Arbeiter an ihn heran und fragt: „Kommst du?“ Ein stummes Nicken ist die Antwort. Er weiß, was gemeint ist. Er hätte aufschreien mögen. „Ja ich komme, denn ich gehöre zu euch. Wie konnte mir das so lange verborgen bleiben.“

Ruhig geht die Frage weiter. Von Maschine zu Maschine — — die Tagenden und Lauen aufrichtend.

Er kennt das Ziel und seine Pflichten — — —
Karl Rühler.

Aus „Recht und Pflicht“.

Ein Wort an die Arbeiterfrauen
von Hermann Rutter, Pfarrer.

Ihr habt ein schweres Schicksal; wie oft habe ich das mitansehen können, wenn ich eure Wohnungen aufsuchte und euch an der Arbeit sah! An einer Arbeit, für die euch so wenig Menschen Dank wissen, für die ihr selten ein gutes, aufmunterndes Wort bekommt, nicht einmal aus dem Munde eures Mannes. Man meint, es verstehe sich ganz von selbst, was ihr tut. Gerade weil es so notwendig ist, sieht niemand etwas besonderes darin. Das schmerzt euch und entmutigt euch oft.

„Da kommen wir nach saurer Arbeit nach Hause“ — so sprecht ihr — „als Spetterinnen oder Wäscherinnen, als Arbeiterinnen in Fabriken und Werkstätten etc., müde, erschöpft — und sollen nun erst recht an die Arbeit gehen! Nähen, flicken, kochen, Kinder besorgen, erziehen, putzen, scheuern, waschen, — alles durcheinander, während sich der Mann bei seinen Freunden herumtreibt und, statt mitanzugreifen, noch die sauer verdienten Rappen im Wirtshaus vertut! Und dann verlangt man noch von uns, daß wir immer guter Dinge, zufrieden und fröhlich sein sollen! Sagen wir einmal, daß wir müde sind, so machen uns die Männer verdrießliche Gesichter und laufen uns davon. Und die Kinder! Mutter darf nie sauer sehen, Mutter darf nicht böse sein, Mutter muß für alles ein gutes Wort bereit haben. Mutter muß — ach, was muß Mutter nicht alles! Wie wenig wissen diese unbändigen Rangen doch, was sie zu tun geben!“

„Wenn die Männer doch wenigstens zu Hause bleiben wollten“ — so hat schon manche unter euch zornig und weinend ausgerufen. „Aber das ewige Davonspringen! In Vereine und Versammlungen, wo natürlich immer getrunken und politisiert werden muß. Da wollen sie alle Genossen sein, und großartige Redensarten führen sie über einen Zukunftsstaat u. dgl., wo's besser werden soll wie im Schlaraffenland, wo alle einander lieben und achten werden — ja, und dabei brüllen sie uns Frauen an, wenn wir es ihnen nicht recht machen und ihnen nicht so fette Speisen vorsetzen können, wie diese großartigen Herren verlangen. Solch närrischem Männervolk sollte man die Rücken austreiben und es ihnen einmal recht vaterländisch sagen, was sie sind. Politisieren und einander den Kopf groß